

«Im Mittelalter wollte man Verwandtschaft vermeiden»

Der Historiker Simon Teuscher über die Ungleichheiten, die der Stammbaum schafft

Herr Teuscher, Familienforscher benötigen für ihre Arbeit eine Art Stammbaum. Woher kommt dieses Ordnungsschema?

Listen von Vater-Sohn-Verbindungen finden sich schon in der Bibel. Stammbäume, wie wir sie kennen, breiteten sich erst ab dem 15. Jahrhundert aus, zuerst unter Adligen und Patriziern. Etwas vorher setzten sich die Geschlechtnamen und eine stärkere Orientierung an der Manneslinie durch – daran wird erst jetzt mit den Änderungen im Namensrecht gerüttelt.

Gab es vor dem Stammbaum alternative Formen, Familie bildlich darzustellen?

Christliche Theologen und Juristen entwickelten im Mittelalter verschiedene Diagramme, um Blutsverwandte oder Angeheiratete aufzuzeichnen. Der grosse Unterschied zum modernen Stammbaum liegt darin, dass diese Diagramme weniger dazu dienten, Stolz auf die Verwandtschaft auszudrücken und Privilegien anzumelden, als Verwandtschaft zu vermeiden. Man wollte nicht in Konflikt mit den Inzestverboten der mittelalterlichen Kirche geraten. Diese wendete sich gegen Sex und Heirat mit Verwandten bis zum siebten Grad, also mit Abkömmlingen gemeinsamer Ahnen, die sieben Generationen zurückreichen. Die Verwandtschaftsdiagramme zeigten

auf, wer unter die Verbote fiel und welche Heiraten erlaubt waren.

Läutete der Stammbaum eine neue Sozialordnung ein?

Er steht am Anfang der Moderne. Was im Mittelalter nur bei einigen königlichen Geschlechtern gebräuchlich war, setzt sich um 1500 breit durch. Mit dem Stammbaum etabliert sich die Patrilinearität. Er betont die Distinktion des eigenen Verbands gegenüber anderen Geschlechtern sowie männliche Erb- und Nachfolgeprinzipien. Die Habsburger gehörten zur Avantgarde. Dann begannen auch Stadtbürger ihre politischen Rechte vom Vater auf den Sohn zu vererben, Marktfahrer ihr Marktrecht, Unternehmer die Salzrechte, Bauern die Höfe. Der Einzelne gehörte nun in eine vorgegebene Entität. Die Betonung der Geschlechter hing mit den entstehenden staatlichen Ordnungen und mit einer neuen Fixierung auf Abstammung zusammen – Entwicklungen, die im Nationalismus des 19. und 20. Jahrhunderts kulminierten.

Vom Stammbaum zum Rassismus?

Ich habe vereinfacht und zugespitzt. Doch in der Moderne verweisen Abstammung und Familie jede Person objektiv in eine soziale Kategorie, wäh-

rend die mittelalterlichen Diagramme Verwandtschaft stärker subjektiv und von bilateralen Beziehungen her sahen. Daraus liessen sich nicht so rigide soziale Grenzen konstruieren, wie sie die Moderne hervorgebracht hat.

An den Universitäten wird keine Familienforschung betrieben. Der Vorwurf lautet, die Genealogie habe eine einge-



Simon Teuscher
Historiker

«Stammbäume lassen die Verlierer verschwinden.»

schränkte Sicht auf die Geschichte. Teilen Sie diesen Vorbehalt?

Einerseits glaube ich an den Blick auf die Familie. Als Historiker benutze ich diesen Zugang zur Vergangenheit auch. Und eine Geschichtsschreibung, die sich nur für den Staat interessiert, kann ebenfalls eine eingeschränkte Sichtweise haben. Andererseits gibt es den bösen Archivarenspruch nicht zu Unrecht: «Heute kam schon wieder ein Ge-

schlechtskranker.» Der Spruch hat den Typus von Familienforscher im Visier, der zwar in der Vergangenheit herumwühlt, dem es aber nur um sich selbst, um Identitätsbildung geht. Der Meier von heute sucht sich im alten Meier. Ihn interessiert nicht, dass Verwandtschaft und Ahnentafel eine politische Dimension haben und mit der Konstruktion von Ethnien, mit der Ausgrenzung, aber auch mit der Selbstbehauptung von Minderheiten zusammenhängen.

Aber der Genealoge versucht doch, möglichst viele Angehörige seiner Familie ausfindig zu machen und aufzulisten?

Damit er am Ende belegen kann, dass er von Karl dem Grossen abstammt, wie schätzungsweise zwei Drittel der Franzosen auch. Das ist ein weiterer böser Archivarenspruch. Aus biologischer Sicht zieht der typische patrilineare Stammbaum eine willkürliche Linie; um die Leute zu trennen. Bei der bäuerlichen Bevölkerung erscheinen zwar neben dem ältesten Sohn, der den Hof übernommen hat, auch die Schwestern – aber dass sie zu Verdingkindern wurden oder auswandern mussten, wird ebenso wenig ersichtlich wie ihre unehelichen Kinder. Viele Stammbäume präsentieren die Familiengewinner und lassen die Verlierer verschwinden.

Bot die Verwandtschaft nicht gerade in Not Geratenen den letzten Rettungsanker?

Wenn sie Glück hatten. Die Familie produziert neben Gemeinschaft auch Konflikte und Ungleichheiten – auch im Adel: Das Titelsystem erfordert, dass nicht alle Kinder beispielsweise den Grafentitel erben, weil sonst dessen Exklusivität schwände. Der Stammbaum erweckt den Eindruck, dass es mit der Familie immer bestens weitergeht, aber das tut es für die meisten Mitglieder gerade nicht. Ich möchte jedoch nicht auf den Familienforschern herumhacken: Interessant ist im Grund, dass wir alle glauben, Verwandtschaft sei dank modernen naturwissenschaftlichen Methoden, dank Vaterschaftstests und DNA etwas Objektives. Doch in unseren Deutungen biologischer Daten wirken historisch gewachsene Abstammungsideen weiter.

Vermutlich haben Sie daheim keine Ahnentafel aufgehängt?

Nein, aber damit wäre in meinem Fall sowieso kein Staat zu machen.

Interview: Urs Hafner

Simon Teuscher ist Professor für die Geschichte des Mittelalters an der Universität Zürich. Zurzeit erforscht er mittelalterliche Verwandtschaftstheorien.